

Eine Frage des Glaubens

Nach der Ermordung eines Pfarrers durch zwei IS-Terroristen ist in Rouen die Kluft zwischen Muslimen und Nicht-Muslimen groß

Von Axel Veiel

Die Straßenbahn, die Rouen mit der Vorstadt Saint-Etienne-du-Rouvray verbindet, ist zur Mittagszeit fast leer. Khadija geleitet ihre altersschwache Mutter zu einem der zahlreichen freien Plätze. Die beiden Marokkanerinnen könnten verschiedener kaum sein. Der Mutter steht ins Gesicht geschrieben, dass ihr das Leben nichts geschenkt hat. Die Wangen eingefallen, die Lippen zwei Striche nur, der Gang zittrig, setzt sie sich auf den ihr zugedachten Platz. Die Tochter hingegen wirkt unbekümmert. Auf ihrem rundlichen Gesicht scheint ein gutmütiges Lächeln auf.

Und dann passiert es eben. Eine unweit der Mutter sitzende Französin springt auf. Mit zornig-verächtlicher Miene mustert sie die durch ihr Kopftuch als Musliminnen ausgewiesenen Frauen, geht entschlossenen Schrittes auf Distanz. Den entferntesten Sitzplatz, den der Zug zu bieten hat, nimmt sie ins Visier, lässt sich vorn neben der Fahrerkabine nieder, blickt noch einmal missmutig zurück, wendet sich endgültig ab.

„Es ist schlimmer geworden, seit sie den Pfarrer umgebracht haben“, sagt Khadija beim Verlassen der Straßenbahn. Sie, das sind zwei sich zum Islamischen Staat (IS) bekennende 19-jährige Männer, die am 26. Juli in der Kirche von Saint-Etienne-du-Rouvray dem 86-jährigen Pater Jacques Hamel die Kehle durchgeschnit-



Mustapha Senhaj

ten haben, bevor sie von der Polizei erschossen wurden. Und schlimmer geworden ist es mit Misstrauen und Ablehnung, die Khadija als Muslimin entgegenschlagen.

Schon vor der Bluttat hatte es die aus Casablanca stammende Juristin in der knapp 30 000 Einwohner zählenden normannischen Arbeitervorstadt nicht

leicht. „Ein arabisch klingender Name, eine Vorstadtadresse, da bringst du es nicht weit“, sagt die Marokkanerin. Als Haushaltshilfe schlägt sie sich durch. Nach der Ermordung des Paters habe jemand nicht weit von Rouen einen greisen Muslim zusammengeschlagen. Von Rache sei die Rede. Da könne sie noch so diskret und friedlich ihren Glauben leben wollen, sie gelte zunehmend als potenzielle Terroristin. Ständig habe sie sich für etwas zu rechtfertigen, das sie nicht getan habe und auch nicht gutheiße, klagt sie.

Thérèse findet ebenfalls, „dass es schlimmer geworden ist“. Schlimmer geworden sei es mit ihrer Angst vor dem Terror, sagt die praktizierende Katholikin. Wenigstens in der Kirche habe sie sich bisher sicher gefühlt. Nun sei auch das vorbei. Ihre zwei Söhne hätten sie gebeten, nicht mehr zum Gottesdienst zu gehen, nicht mehr zum Gottesdienst zu gehen. Aber sich zu Hause einschließen, das sei doch kein Leben. „Und es wird noch schlimmer kommen“, prophezeit die 68-jährige Rentnerin.

Sie glaubt zu wissen, „dass es in Saint-Etienne-du-Rouvray unter den Jugendlichen nordafrikanischer Herkunft viele gibt, die der Heimat ihrer Eltern entfremdet, in der französischen Kultur nie angekommen sind und nach der Ideologie des IS greifen, um Frust, Aggression und Hass religiös zu erklären“. Die jungen Leute seien in Mietskasernengettos weitgehend selbst überlassen. Die letzten Worte der ehemaligen Exportberaterin sind kaum noch zu hören. Sie hat die Stimme gesenkt. Man dürfe das nicht laut sagen, fügt Thérèse im Flüsterton hinzu. Wer in Saint-Etienne-du-Rouvray nach den Ursachen des Terrors frage, gerate in Verdacht, ihn nicht entschieden genug zu verurteilen.

Der „Islamische Staat“ ist hier in der französischen Provinz seinem Ziel offenbar wieder einen Schritt nähergekommen. Angst und Misstrauen zu säen, Muslimen und Nicht-Muslimen gegeneinander aufzubringen, die französische Gesellschaft zu entzweien, einen Religionskrieg zu entfachen – darauf legt es der IS an.

Was nicht heißt, dass katholische und islamische Geistliche nicht entschlossen dagegenhielten, sich am Brückenschlag versuchten. Pfarrer und Imame haben dazu aufgerufen, Andersgläubigen die Hand zu reichen. Der Erzbischof von Rouen, Dominique Lebrun, hat bei der Totenmesse für den Ermordeten am vergangenen Dienstag vor einem Religionskrieg gewarnt und daran erinnert, dass Christen



Zwei Muslima verfolgen die Totenmesse für den ermordeten Pater in Rouen.

FOTOS: ROXANA BOLUARTE DE VEIEL

einem „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ abzuschwören und ihre Feinde zu lieben hätten. Muslimen haben Gottesdienste besucht, Katholiken am Freitagsgebet in der Moschee teilgenommen. Doch die Botschaft vom versöhnlichen Miteinander scheint weitgehend folgenlos verhallt. Frankreichs Regierungschef Manuel Valls hat an muslimische Eltern, Erzieher und Prediger appelliert, ihrer Verantwortung gerecht zu werden und den ihnen anvertrauten Nachwuchs vor religiösem Fanatismus zu bewahren. Sie sollten deutlich machen, dass Terror in der islamischen Religion keinerlei Rechtfertigung finde.

Allah soll die Terroristen bestrafen

Mustapha Senhaj zeigt sich willens, das Seine hierzu beizutragen, in gewissem Rahmen zumindest, wie er einschränkend hinzufügt. Der 57-Jährige hat in der am Ortsrand gelegenen Moschee Yahia das Abendgebet verrichtet und strebt nun nach Hause. Seine vier Kinder dürften nach 20 Uhr die Wohnung nicht mehr verlassen, erzählt der 1991 aus Marokko eingewanderte Familienvater. In den Mietskasernengettos der Vorstadt gäben des Nachts Diebe und Dealer den Ton an. Die meisten Terroristen seien als Kleinkriminelle auf die schiefe Bahn geraten. Er wolle versuchen, die Kinder vor schlechtem Einfluss zu bewahren.

Damit soll es dann aber auch sein Bewenden haben. Außerhalb der eigenen vier Wände gegen Salafismus und Dschihadismus vorzugehen, sieht Senhaj nicht als seine Aufgabe an. In der Moschee sei das kein Thema, versichert er. Dort halte man es mit dem Grundsatz: „Ein jeder kehre vor seiner Tür.“ Allah kümmere sich um den Rest. Er werde die Terroristen strafen.

In der Vergangenheit war hier am Ortsrand von Saint-Etienne-du-Rouvray ein gedeihliches Neben-, ja Miteinander der Religionsgemeinschaften entstanden. Gleich neben der Yahia-Moschee ragt die zweite, vom Terror verschonte Kirche des Ortes empor. Ein Metalltor führt vom Kirchengarten in den Hof der Moschee. Ursprünglich war das ganze Gelände Kirchenbesitz gewesen. Um der Not der Muslimen zu begegnen, die in Kellern und Hinterhöfen zu beten pflegten, hat die katholische Gemeinde einen Teil des Terrains als Baugrund abgetreten – für den symbolischen Preis von einem Franc.

Auf Kontakte zu den benachbarten Katholiken angesprochen, schüttelt Senhaj den Kopf. Davon wisse er nichts, sagt er. Seine Glaubensbrüder sagen nichts. Schweigend, in sich gekehrt, marschieren in weiße, beige und graue Dschellabas gehüllte Männer vorbei, als hätten sie die Frage nicht vernommen. Viele wüssten sich nicht auszudrücken, auf Französisch zumal, erklärt Senhaj die Wortkargheit. Auch seien sie es leid, ständig für etwas einzustehen, das sich ihrem Einfluss entziehe.

Der aus Saint-Etienne-du-Rouvray stammende Adel Kermiche, der zusammen mit einem aus den französischen Alpen stammenden Jugendlichen den Pater umgebracht habe, sei nie in der Yahia-Moschee gewesen, sagt er. „Der wollte nichts von uns wissen, der wollte raus aus der Kleinstadt, nach Syrien, hat es zweimal versucht, ist beide Male gescheitert“, stellt Senhaj klar und verabschiedet sich.

An der kleinen Kirche marschiert er vorbei. Ein Spruchband flattert dort im Wind. „Wir schreien zu dir vor Schmerz in Ewigkeit unser Gott“, steht darauf. Und es sind ja offenbar auch nur noch selten Moschee-Prediger, die Jugendliche auf radikal-religiöse Gedanken bringen, für den Dschihad anwerben. Der Islamforscher Rachid Benzine zeigt sich überzeugt davon, dass sich die Zukunft des Islam im Internet entscheidet. Junge Muslimen hätten mit den religiösen Praktiken ihrer Eltern gebrochen, glaubt der islamisch-christlichen Dialog propagierende Marokkaner. Es gelte im Netz gegen die Radikalisierung Front zu machen, gut ausgebildete, gemäßigte Imame zu beauftragen, online eine mächtige Gegenbewegung ins Leben zu rufen.

Die Kirche im Zentrum von Saint-Etienne-du-Rouvray ist seit der Bluttat geschlossen. Vor Stellgittern welken Blumengebinde und Kränze. Yolande verliert dem Toten gewidmete Würdigungen. Das laute Lesen helfe, das schwer Fassbare zu verarbeiten, sagt die aus Kamerun stammende Frau. Sie sei nicht religiös geprägt. Aber der Mord an einem Greis, der auf der Seite der Armen gestanden sei, habe sie erschüttert. Yolande befürchtet, dass das Zusammenleben aus den Fugen gerät. „Frankreich hat die Wahl“, sagt sie. „Entweder macht man hier jetzt gemeinsam Front gegen den Terror, oder die Gesellschaft zerfällt in feindliche Lager.“

Die Einwanderin Melania in Schwierigkeiten

Donald Trump will als Präsident rigoros verbieten, dass Immigranten in den USA illegal arbeiten – hat seine Gattin genau das in den 90er-Jahren getan?

Von Jens Schmitz

Sollte Donald Trump die Präsidentschaftswahl im November verlieren, ist es gut möglich, dass die Pleiten der vergangenen Woche einmal als der Anfang vom Ende gewertet werden. Gerade erst wurde bekannt, dass das von ihm gegründete Casino „Trump Taj Mahal“ in der Vergnügungstadt Atlantic City schließen muss, weil es jeden Monat mehrere Millionen Dollar Verlust macht. Rund 3000 Beschäftigte verlieren ihren Job.

Und nun bekommt auch noch Trumps Frau Melania neuen Ärger: Medienrecherchen legen nahe, dass sie nicht nur früher als behauptet in die USA eingereist ist, sondern womöglich auch noch ohne Arbeitsvisum Geld verdiente – Gift für die Nulltoleranzkampagne ihres Gatten beim Thema Einwanderung.

„In den vergangenen Tagen gab es eine Menge ungenauer Berichte und Fehl-

formationen über meinen Aufenthaltsstatus im Jahr 1996“, twitterte das Ex-Model am Donnerstag. „Lassen Sie mich klarstellen: Ich habe zu allen Zeiten in vollständiger Übereinstimmung mit den Einwanderungsgesetzen dieses Landes gelebt.“ Experten sind allerdings nicht so sicher.

Das Boulevardblatt *New York Post* hatte diese Woche Nacktfotos von ihr veröffentlicht, die 1995 in New York entstanden waren. Die slowenischstämmige 46-Jährige hat bislang stets behauptet, erst 1996 in die Metropole gekommen zu sein. Auch in einer bereits im Februar erschienenen Biografie steht das frühere Jahr, Zeitzeugen stützen die Darstellung. Das Problem: Das Visum, mit dem Melania damals reiste, hätte ihr keine gewerbliche Arbeit erlaubt.

Slowenien wurde erst 1997 ins Visa Waiver Program der USA aufgenommen, das kurzfristige Aufenthalte ohne Visum erlaubt. Welchen Status Trump in den Neunzigern hatte, ist bislang nicht restlos



Melania und Donald Trump im Wahlkampf

FOTO: AFP

gesichert. Allerdings hat sie in der Vergangenheit wiederholt berichtet, dass sie alle paar Monate nach Europa habe ausreisen müssen, um ihre Aufenthaltsgenehmigung zu erneuern. Diese Beschrei-

bung passt auf nur Visatypen, die keine Erwerbstätigkeit gestatten.

Einer der beiden Autoren der Biografie „Melania Trump: The Inside Story“ bekräftigte gegenüber dem Magazin *Politico*, dass die Kandidatengattin ihren Umzug 1995 begann. Sie habe Business-Absteher nach New York absolviert, die unter Modells zwar verbreitet, aber „technisch“ nicht legal gewesen seien, mailte Bojan Požar dem Blatt. Das ist nicht unproblematisch: Ein Visa-Betrug könne sogar ihre heutige US-Staatsbürgerschaft gefährden, schrieb *Politico* unter Berufung auf Experten – unabhängig davon, dass sie inzwischen mit einem Amerikaner verheiratet ist.

Das US-Einwanderungsrecht ist kompliziert, und es bleibt durchaus möglich, dass Trump ihre Immigration auf legalen Wegen gestaltet hat. Ihre Stellungnahme vom Donnerstag ignorierte die zentralen Fragen allerdings: die nach dem Jahr 1995 und jene nach der Art ihres Visums.

Das Thema würde weniger Interesse hervorrufen, präsentierte sich Melanias Ehemann nicht gerade beim Thema Einwanderung als 100-prozentiger Law-and-Order-Mann. Donald Trump hat versprochen, alle illegal ins Land gelangten Menschen zu deportieren – betrifft das womöglich nun die eigene Frau?

Es ist nicht das erste Mal, dass Donald Trumps Kandidatur seine öffentlichkeitscheue Frau in Schwierigkeiten bringt. Bei ihrem Auftritt auf dem republikanischen Nominierungsparteitag schickte sein Team sie im Juli mit einer Rede auf die Bühne, deren beste Passagen sich als geklaut erwiesen – ausgerechnet von der späteren Präsidentengattin Michelle Obama. Außerdem enthüllten Journalisten, dass Melania nach nur einem Jahr von jener slowenischen Hochschule abgegangen war, von der sie auf ihrer Website behauptete, sie habe dort einen Abschluss erworben. Die Homepage ist inzwischen abgeschaltet.